

btb

Buch

Ein strahlender Septembermorgen in einer Villa in Südfrankreich: Der Hausherr ertränkt mit Hilfe des Gartenschlauchs ganze Ameisenvölker, seine trunksüchtige Frau versucht unbemerkt an ihren ersten Brandy zu gelangen, während der fünfjährige Sohn auf dem Brunnenrand mit seinem Leben spielt – willkommen im Leben der Familie Melrose.

Paare, Passanten geben sich bei ihnen die Klinke in die Hand, man ist amüsan, gebildet, witzig, stinkreich und unbeschreiblich herzlos. Der böse Zauberer im Zentrum dieses bunten Treibens ist David, ein überaus giftiger Aristokrat. Und hinter all dem geistreichen Zynismus zeichnet sich eine Tragödie ab.

Autor

Edward St Aubyn wurde 1960 geboren und wuchs in England und Südfrankreich auf. Seit 1992 hat er sechs Romane veröffentlicht. Edward St Aubyn ist Vater zweier Kinder und lebt in Notting Hill, London.

Edward St Aubyn

Schöne Verhältnisse

Roman

*Aus dem Englischen
von Ingo Herzke*

btb

Die englische Originalausgabe erschien 1992 unter dem Titel
»Never Mind« bei William Heinemann, London.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-1223
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Oktober 2008,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 1992, 2006 Edward St Aubyn

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007 by DuMont
Literatur und Kunst Verlag GmbH & Co. KG

Umschlaggestaltung: Design Team München nach einem Umschlag-
entwurf von Zero Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: FinePic

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

NB · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73791-8

www.btb-verlag.de

Schöne Verhältnisse

Morgens um halb acht kam Yvette die Einfahrt herunter, die Wäsche im Arm, die sie am vorigen Abend gebügelt hatte. Eine Sandale schlappte leise, sie hielt sie mit gekrümmten Zehen fest; der Riemen war gerissen und ihre Schritte auf dem steinigen, zerfurchten Weg waren unsicher. Über die Mauer hinweg sah sie unterhalb der Zypressen, welche die Einfahrt säumten, den Doktor im Garten stehen.

Er trug seinen blauen Morgenmantel und bereits eine dunkle Sonnenbrille, obwohl die Septembersonne so früh noch gar nicht über die Kalkfelsen des Berges gestiegen war, und richtete einen dicken Wasserstrahl aus dem Schlauch in seiner Hand auf eine Ameisenkolonne, die emsig über den Schotter zu seinen Füßen krabbelte. Seine Technik war ausgereift: Die Überlebenden durften sich weiter über die nasen Steine mühen und ihre Würde eine Weile zurückgewinnen, bevor er das Wasser wieder auf sie herabdonnern ließ. Mit der freien Hand nahm er die Zigarre aus dem Mund, ihr Qualm kräuselte sich durch die braungrauen Locken über seiner kantigen Stirn. Dann verdichtete er den Strahl mit dem Daumen, um eine Ameise genauer zu treffen, die er unbedingt tot sehen wollte.

Yvette musste nur noch am Feigenbaum vorbei, dann konnte sie ins Haus huschen, ohne dass Dr. Melrose ihr Kommen bemerkt hatte. Er hatte jedoch die Angewohnheit,

nach ihr zu rufen, ohne den Blick vom Boden zu heben, wenn sie sich eben im Schutz des Baumes währte. Gestern hatte er gerade so lange mit ihr geredet, dass ihre Arme erlahmten, aber nicht lange genug, dass sie die Leinentücher fallen ließ. So etwas konnte er sehr genau einschätzen. Zunächst hatte er sie nach ihrer Meinung zum Mistral befragt und dabei übertriebenen Respekt vor ihrem Wissen als Einheimische bekundet. Als er schließlich so gnädig gewesen war, sich für die Arbeit ihres Sohnes in der Werft zu interessieren, hatte sich der Schmerz schon über die Schultern ausgebreitet und stach ihr gelegentlich scharf in den Nacken. Sie war entschlossen gewesen, ihm standzuhalten, selbst als er sich noch nach den Rückenschmerzen ihres Mannes erkundigt hatte, ob die ihn womöglich während der Ernte am Traktorfahren hindern könnten. Heute ließ er kein »*Bonjour, chère Yvette*« hören, womit sich diese beflissenen morgendlichen Schwätzchen sonst ankündigten, also bückte sie sich unter den tief hängenden Zweigen des Feigenbaumes hindurch und ging ins Haus.

Das Chateau, wie Yvette das Haus nannte, das für die Melroses ein altes Bauernhaus war, lag am Hang, so dass die Einfahrt sich auf Höhe des Obergeschosses befand. Eine breite Treppe führte zu einer Seite des Hauses, auf die Terrasse vor dem Wohnzimmer hinunter.

Eine weitere Treppe ging auf der anderen Seite hinab zu einer Kapelle, in der die Mülleimer verborgen waren. Im Winter plätscherte Wasser durch eine Reihe von kleinen Tümpeln den Hang hinunter, doch um diese Jahreszeit blieb die Rinne neben dem Feigenbaum stumm und war mit zer-

quetschten und geplatzen Früchten verstopft, die Flecken hinterlassen hatten, wo sie aufgeprallt waren.

Yvette schritt in den hohen, dunklen Raum und legte die Wäsche ab. Sie knipste das Licht an und begann, Handtücher und Bettlaken, Laken und Tischtücher auseinander zu sortieren. Zehn hohe Schränke waren bis obenhin voll mit ordentlich gefalteten Leintüchern, die nicht mehr benutzt wurden. Manchmal öffnete Yvette die Schranktüren, um die gut gehütete Sammlung zu bewundern. In einige der Tischtücher waren Lorbeerblätter oder Weintrauben eingewoben, nur erkennbar, wenn man sie in einem bestimmten Winkel ins Licht hielt. Sie strich mit dem Finger über die Monogramme, die in die glatten weißen Laken gestickt waren, über die kleinen Kronen um den Buchstaben »V« in der Ecke der Servietten. Am liebsten mochte sie das Einhorn über einem Band fremdartiger Worte auf manchen der ältesten Laken, aber auch diese wurden nie benutzt. Mrs Melrose bestand darauf, dass Yvette immer vom gleichen armseligen Stapel schlichter Leinenwäsche nahm, der im kleineren Schrank neben der Tür lag.

Eleanor Melrose hastete die flachen Stufen von der Küche zur Einfahrt hinauf. Hätte sie sich langsamer bewegt, wäre sie womöglich gestrauchelt, stehen geblieben, hätte sich verzweifelt auf die niedrige Mauer neben der Treppe gesetzt. Sie wagte ihre hartnäckige Übelkeit, die sie bereits mit einer Zigarette verschlimmert hatte, nicht durch Essen zu reizen. Nach dem Erbrechen hatte sie sich die Zähne geputzt, doch den galligen Geschmack hatte sie immer noch im Mund.

Auch vor dem Erbrechen hatte sie sich schon die Zähne geputzt, denn sie konnte ihre optimistische Ader nie ganz abbinden. Seit Anfang September war es morgens kühler, und die Luft roch bereits nach Herbst, doch das berührte Eleanor wenig, ihr trat der Schweiß durch dicke Puderschichten auf die Stirn. Bei jedem Schritt stützte sie sich mit den Händen auf die Knie, um voranzukommen, starrte durch eine riesige dunkle Sonnenbrille auf die weißen Leinenschuhe an ihren bleichen Füßen und auf die rohseidene Hose, dunkelrot wie Paprika, die ihr an den Beinen klebte.

Sie stellte sich Wodka vor, über Eis gegossen, wie die milchig gefrorenen Würfel auf einmal klar wurden und sich im Glas verteilten, knackend wie eine Wirbelsäule unter den kundigen Händen eines Chiropraktikers. Wie die klebrigen, klumpigen Würfel nebeneinander klimperten, ihren Raureif an die Glaswand abgaben, und dann der Wodka: kalt und ölig in ihrem Mund.

Links neben den Stufen stieg die Einfahrt steil zu einem flachen, runden Platz an, wo ihr rotbrauner Buick unter einer Schirmkiefer geparkt war. Er sah absurd aus, wie er sich auf seinen Weißwandreifen vor dem Hintergrund aus Weinterrassen und Olivenhainen breitmachte, doch für Eleanor war ihr Wagen wie das Konsulat in einer fremden Stadt, und sie steuerte mit der Dringlichkeit einer ausgeraubten Touristin darauf zu.

Kügelchen durchsichtigen Harzes klebten auf der Motorhaube. Ein Spritzer mit einer welken Kiefernadel darin haftete am unteren Rand der Windschutzscheibe. Sie versuchte ihn abzunehmen, verschmierte dabei die Scheibe nur

noch mehr und machte sich die Fingerspitzen klebrig. Sie wollte so schnell wie möglich ins Auto steigen, kratzte aber weiter zwanghaft am Harz und schwärzte ihre Fingernägel. Eleanor mochte ihren Buick so gern, weil David ihn nie fuhr oder sich auch nur hineinsetzte. Ihr gehörten das Haus und die Ländereien, sie bezahlte die Dienstboten und die Getränke, aber nur dieses Auto war wirklich ihr Besitz.

Als sie David vor zwölf Jahren kennenlernte, hatte sein Aussehen sie fasziniert. Die Miene, auf die man ein Anrecht zu haben glaubt, wenn man aus einem kalten englischen Salon auf seinen Grundbesitz starrt, hatte sich über fünf Jahrhunderte störrisch eingegraben und in Davids Zügen vervollkommnet. Eleanor begriff nie ganz, warum die Engländer es für so vornehm hielten, lange Zeit an ein und demselben Ort nichts getan zu haben, aber David ließ keinen Zweifel daran, dass dem so war. Außerdem stammte er über den Umweg einer Prostituierten von Charles II. ab. »Das würde ich an deiner Stelle nicht so herausposaunen«, hatte sie gescherzt, als er ihr davon erzählte. Statt zu lächeln, hatte er ihr das Gesicht auf eine Weise zugewandt, die sie inzwischen verabscheute: mit vorgeschobener Unterlippe und einem Blick, der verriet, wie sehr er sich beherrschen musste, um nichts Vernichtendes zu sagen.

Einst hatte sie bewundert, dass und wie er Arzt geworden war. Als er seinem Vater diese Absicht unterbreitete, hatte General Melrose sofort seine Leibrente gestrichen und das Geld stattdessen zur Aufzucht von Fasanen verwandt. Auf Menschen und Tiere zu schießen, war der Zeitvertreib eines Gentlemans; deren Wunden zu versorgen, jedoch die

Aufgabe von Quacksalbern aus der Mittelschicht. Das war die Ansicht des Generals, aufgrund der er nun noch häufiger jagen gehen konnte. General Melrose fiel es nicht schwer, seinen Sohn kühl zu behandeln. Er hatte überhaupt zum ersten Mal Interesse an David gezeigt, als der Eton abschloss, und ihn gefragt, was er zu tun gedenke. David hatte gestammelt: »Ich fürchte, das weiß ich noch nicht, Sir«, weil er nicht zu gestehen wagte, dass er komponieren wollte. Es war dem General nicht entgangen, dass sein Sohn auf dem Klavier herumklimperte, und er nahm zu Recht an, eine Militärkarriere würde diese weibische Neigung unterdrücken. »Du gehst am besten zum Militär«, sagte er und bot seinem Sohn mit ungeschickter Kameraderie eine Zigarre an.

Und doch war David Eleanor so anders erschienen als die ganze Schar unbedeutender englischer Snobs und entfernter Cousins, die sie umgaben, immer bereit, notfalls einzuspringen oder ein Wochenende zu kommen. Sie steckten voller Erinnerungen, die nicht mal ihre eigenen waren, Erinnerungen an das Leben ihrer Großväter, das ihre Großväter so nie geführt hatten. Als sie David kennenlernte, hatte sie das Gefühl, er sei der erste Mensch, der sie wirklich verstand. Jetzt wäre er der letzte Mensch gewesen, bei dem sie nach Verständnis gesucht hätte. Dieser Umschwung war nicht leicht zu erklären, und sie bemühte sich, dem verführerischen Gedanken zu widerstehen, dass er die ganze Zeit auf ihr Geld gewartet habe, um damit endlich seine Vorstellung von einem ihm gemäßen Lebensstil finanzieren zu können. Vielleicht war es im Gegenteil gerade ihr Geld,

das ihn verdorben hatte. Bald nach ihrer Heirat hatte er seine Arztpraxis aufgegeben. Anfänglich hatten sie noch davon gesprochen, einen Teil ihres Geldes zur Gründung eines Heimes für Alkoholiker zu verwenden. In gewisser Weise war ihnen das auch gelungen.

Wieder durchfuhr Eleanor der Gedanke, sie könnte David begegnen. Sie riss sich von dem Harztropfen auf der Windschutzscheibe los, stieg ins Auto, fuhr den unförmigen Buick an der Treppe vorbei die staubige Einfahrt entlang und hielt erst an, als sie halb den Hügel hinunter war. Sie war auf dem Weg zu Victor Eisens Haus, damit sie möglichst früh mit Anne zum Flughafen aufbrechen konnte, aber zunächst musste sie sich in Form bringen. Unterm Fahrersitz lag, in ein Kissen gewickelt, eine kleine Flasche Bisquit Cognac. In der Handtasche hatte sie die gelben Tabletten zum Wachhalten und die weißen zum Schutz vor den Furcht- und Panikattacken, die von den Wachmachern verursacht wurden. Da sie die lange Fahrt vor sich hatte, nahm sie vier statt der üblichen zwei gelben Pillen, darauf zwei von den weißen, weil sie fürchtete, die größere Dosis könnte sie schreckhaft werden lassen, und spülte alle mit der halben Flasche Cognac hinunter. Zunächst erschauerte sie heftig, aber noch bevor der Alkohol ihre Blutbahn erreicht hatte, spürte sie seinen kräftigen Kick, der sie mit Dankbarkeit und Wärme erfüllte.

Sie ließ sich in den Sitz zurücksinken, auf dessen Kante sie bis eben verkrampft gehockt hatte, und erkannte sich zum ersten Mal an diesem Tag im Spiegel. Wie eine Schlafwandlerin, die nach einem gefährlichen Ausflug wieder ins

Bett steigt, nahm sie in ihrem Körper Platz. Durch die geschlossenen Fenster sah sie schwarzweiße Elstern geräuschlos aus den Weinreben flattern; die Nadeln der Kiefern hoben sich scharf von dem bleichen Himmel ab, den zwei Tage starker Wind blankgefegt hatte. Sie ließ den Motor wieder an und fuhr los, lenkte den Wagen mehr schlecht als recht über die schmalen und steilen Wege.

David Melrose war des Ameisenertränkens müde und beendete die Gartenbewässerung. Ließ sich die sportliche Betätigung nicht mehr auf einen Punkt konzentrieren, ließ sie ihn verzweifeln. Es gab immer noch ein Nest, noch eine Ameisensiedlung. Wie seine Tanten traten sie nie einzeln auf, und es stachelte seine Mordlust noch an, wenn er dabei an die sieben überheblichen Schwestern seiner Mutter dachte, hochmütige und selbstsüchtige Frauen, denen er als Junge seine Begabung am Klavier hatte vorführen müssen.

David ließ den Schlauch auf den Schotterweg fallen und dachte daran, wie wenig Eleanor ihm noch nützte. Sie war schon zu lange starr vor Schreck. Als wollte man die geschwollene Leber eines Patienten abtasten, wenn man schon nachgewiesen hatte, dass sie schmerzte. Nur gelegentlich konnte man sie dazu bringen, sich zu entspannen.

Er erinnerte sich an einen Abend vor zwölf Jahren, als er sie zum Abendessen in seine Wohnung gebeten hatte. Wie vertrauensselig sie damals war! Sie hatten bereits miteinander geschlafen, doch Eleanor war ihm gegenüber immer noch schüchtern. Sie trug ein eher formloses weißes Kleid mit großen schwarzen Punkten. Sie war achtundzwanzig, sah aber mit ihrem einfach geschnittenen, glatten,

blonden Haar jünger aus. Er fand ihre verwirrte, erschöpfte Art hübsch, doch was ihn erregte, war ihre Ruhelosigkeit, die stille Verzweiflung einer Frau, die sich unbedingt in eine wichtige Aufgabe stürzen will, aber keine findet.

Er hatte ein marokkanisches Gericht gekocht, mit Mandeln gefüllte Tauben, die er ihr auf einem Bett aus Safranreis servierte, doch dann zog er den Teller wieder weg. »Würdest du etwas für mich tun?«, fragte er.

»Natürlich«, sagte sie. »Was denn?«

Er stellte den Teller hinter ihrem Stuhl auf den Boden und sagte: »Würdest du dein Essen ohne Messer und Gabel und ohne Hände essen, direkt mit dem Mund vom Teller?«

»Du meinst, wie ein Hund?«, fragte sie.

»Wie ein Mädchen, das so tut, als wäre sie ein Hund.«

»Aber wieso?«

»Weil ich es gern möchte.«

Er hatte das Risiko genossen. Sie hätte auch Nein sagen und gehen können. Wenn sie blieb und ihm seinen Willen tat, hätte er sie. Das Eigenartige war, dass sie beide nicht auf die Idee kamen zu lachen.

Eine Unterwerfung, selbst eine so absurde, war für Eleanor eine echte Versuchung. Sie opferte Dinge, an die sie nicht glauben wollte – Tischmanieren, Würde, Stolz – für etwas, an das sie glauben wollte: Opferbereitschaft. Die Leere der Handlung, die Tatsache, dass sie niemandem nützte, hatte die Geste damals noch reiner wirken lassen. Sie ließ sich auf allen Vieren auf dem fadenscheinigen Perserteppich nieder, die Hände flach neben den Teller gelegt. Ihre Ellbogen ragten nach außen, als sie den Oberkörper senkte

und ein Stück Taube zwischen die Zähne nahm. Sie spürte ein Ziehen am unteren Ende der Wirbelsäule.

Sie richtete sich auf, legte die Hände auf die Knie und kaute still. Die Taube schmeckte eigenartig. Sie hob den Blick ein wenig und sah Davids Schuhe, einer zeigte auf dem Boden in ihre Richtung, der andere schlenkerte dicht vor ihr in der Luft. Sie schaute nicht höher als bis zum Knie seiner übergeschlagenen Beine, beugte sich lieber wieder hinunter, aß diesmal mit größerem Eifer, wühlte im Reis nach einer Mandel, schüttelte sacht den Kopf, um ein Stück Taube vom Knochen zu lösen. Als sie endlich zu ihm auf sah, war eine ihrer Wangen mit Sauce glasiert, gelber Reis klebte ihr an Mund und Nase. Jegliche Verwirrung war aus ihrer Miene verschwunden.

Einige Augenblicke hatte David sie verehrt, weil sie tat, was er verlangte. Er streckte den Fuß aus und strich ihr mit der Kante seines Schuhs zärtlich über die Wange. Ihr Vertrauen zu ihm fesselte ihn völlig, doch er wusste nichts damit anzufangen, da es seinen Zweck schon erfüllt hatte: Er konnte sie dazu bringen, sich zu unterwerfen.

Am folgenden Tag erzählte er Nicholas Pratt, was geschehen war. Es war einer jener Tage, an denen er seine Sekretärin sagen ließ, er sei beschäftigt, um dann im Club zu trinken, außer Reichweite der fiebrigen Kinder und der Frauen, die ihren Kater als Migräne ausgaben. Er trank gern unter der blaugoldenen Decke des Morgensalons, wo die Luft immer leicht vom Vorübergehen wichtiger Männer vibrierte. Die langweiligen, verlebten und unbekanntnen Mitglieder munterte diese Atmosphäre auf, so wie kleine Boote an ih-

ren Ankerplätzen auf und ab schwanken, wenn eine der großen Yachten aus dem gemeinsamen Hafen fährt.

»Warum hast du sie dazu gebracht?«, fragte Nicholas, zwischen Boshaftigkeit und Abscheu schwankend.

»Sie hat so wenig Gesprächsthemen, findest du nicht auch?«, sagte David.

Nicholas antwortete nicht. Er hatte das Gefühl, zur Komplizenschaft gezwungen zu werden, so wie Eleanor zum Essen.

»Hat sich das denn vom Fußboden aus gebessert?«, fragte er.

»Ich bin kein Zauberkünstler«, sagte David. »Ich konnte sie nicht unterhaltsam machen, aber immerhin zum Schweigen bringen. Ich hätte nicht noch ein Gespräch über die Leiden der Reichen ertragen. Ich weiß darüber so wenig, und sie weiß so wenig über irgendetwas anderes.«

Nicholas kicherte, und David zeigte die Zähne. Wie man auch dazu stehen mochte, ob David sein Talent verschleierte, dachte Nicholas: Im Lächeln war er nie gut gewesen.

David ging die rechte Seite der Doppeltreppe hinauf, die vom Garten zur Terrasse führte. Er war zwar inzwischen sechzig, aber sein Haar noch dicht und ein wenig unbändig. Sein Gesicht war erstaunlich attraktiv. Der einzige Fehler war die Makellosigkeit: Es war die Blaupause eines Gesichts; es wirkte unbewohnt, als könnten die Spuren von des Besitzers Lebensweise die vollkommene Form nicht verändern. Wer David gut kannte, suchte nach Zeichen des Verfalls, doch die Maske wurde mit jedem Jahr edler. So steif er den Nacken auch machte, hinter seiner dunklen Brille zuck-

ten die Augen unbeobachtet hin und her und taxierten die Schwächen der anderen. Die Diagnose war als Arzt seine berauschendste Fähigkeit gewesen, danach hatte er oft das Interesse an den Patienten verloren, es sei denn, ihr Leiden faszinierte ihn. Ohne die dunkle Brille wirkte er unaufmerksam, bis er die Verwundbarkeit eines anderen Menschen ausmachte. Dann wurde sein Blick hart wie ein angespannter Muskel.

Am oberen Ende der Treppe blieb er stehen. Seine Zigarre war ausgegangen, er warf sie über die Mauer in die Weinranken. Gegenüber war der Efeu, der die Südwand des Hauses bedeckte, bereits von Rot durchzogen. Die Farbe rang ihm Bewunderung ab. Eine trotzig Geste gegen den Verfall, wie ein Mann, der seinem Folterknecht ins Gesicht spuckt. Er hatte gesehen, wie Eleanor früh mit ihrem lächerlichen Auto davongebraust war. Er hatte sogar gesehen, wie Yvette sich ins Haus zu stehlen versucht hatte, ohne seine Aufmerksamkeit zu erregen. Wer konnte es ihnen verübeln?

Er wusste, seine Unfreundlichkeit Eleanor gegenüber zeigte nur Wirkung, wenn er sie mit besorgtem Mitgefühl und ausführlichen Entschuldigungen für seinen destruktiven Charakter abwechselte, doch auf diese Variationen verzichtete er inzwischen, weil er so grenzenlos enttäuscht von ihr war. Er wusste, sie konnte ihm nicht helfen, den Knoten der Sprachlosigkeit zu lösen, den er tief in sich trug. Stattdessen zog er sich immer enger zu, wie drohendes Ersticken, das jeden Atemzug überschattete.

Es war absurd: Den ganzen Sommer lang hatte ihn die Erinnerung an einen stummen Krüppel verfolgt, den er am

Flughafen von Athen gesehen hatte. Der Mann hatte versucht, winzige Tüten Pistazien zu verkaufen, indem er den wartenden Passagieren gedruckte Werbezettel in den Schoß warf, hatte sich mit unkontrolliert zuckenden Füßen, hin- und herrollendem Kopf und zum Himmel verdrehten Augen vorwärts geschleppt. Jedes Mal, wenn David gesehen hatte, wie der Mund des Mannes sich stumm, keuchend wie ein Fisch am Flussufer, verzerrte, hatte er eine Art Schwindel verspürt.

David lauschte auf das Schlurfen seiner gelben Hausschuhe, als er die letzten paar Stufen zur Tür hinaufstieg, die von der Terrasse ins Wohnzimmer führte. Yvette hatte die Vorhänge noch nicht aufgezogen, was ihm das Zuziehen ersparte. Er mochte es, wenn das Wohnzimmer düster und wertvoll aussah. Ein dunkelroter, reichlich vergoldeter Stuhl, den Eleanors amerikanische Großmutter auf einem ihrer Einkaufszüge durch Europa einer alten venezianischen Familie abgehandelt hatte, stand auf der anderen Seite des Raumes an der Wand. Ihm gefiel die skandalöse Geschichte seines Erwerbs, und da er wusste, dass er eigentlich behutsam konserviert in ein Museum gehörte, nahm er absichtlich so oft wie möglich darauf Platz. Wenn er allein war, setzte er sich manchmal auf den so genannten Dogenstuhl, umschloss mit der Rechten eine der kunstvoll geschnitzten Armlehnen und nahm eine Pose ein, derer er sich aus der *Illustrated History of England* erinnerte, die er als Schüler bekommen hatte. Das Bild zeigte den immensen Ärger Henrys V., als ihm der unverschämte französische König Tennisbälle als Geschenk übersandt hatte.

David war von Beutestücken Eleanors mütterlicher amerikanischer Familie umgeben. Zeichnungen von Guardi und Tiepolo, Piazzetta und Novelli hingen dicht an dicht an den Wänden. Ein französischer Wandschirm aus dem achtzehnten Jahrhundert, voll mit graubraunen Affen und hellroten Rosen, teilte den Raum in zwei Hälften. Aus Davids Blickwinkel halb dahinter verborgen stand ein schwarz lackiertes chinesisches Kabinett, auf dem sich ordentliche Flaschenreihen drängten und in dessen Innerem sich Nachschub befand. Als er sich einen Drink einschenkte, musste David an seinen toten Schwiegervater denken, Dudley Craig, einen charmanten, betrunkenen Schotten, den Eleanors Mutter Mary verstoßen hatte, als sein Unterhalt zu teuer wurde.

Nach Dudley Craig hatte Mary Jean de Valençay geheiratet, denn sie fand, wenn sie schon einen Mann aushielt, konnte er wenigstens Herzog sein. Eleanor war in einer Reihe Häuser aufgewachsen, in denen anscheinend jeder Gegenstand einst einem König oder Kaiser gehört hatte. All diese Villen waren wunderbar, doch die Gäste gingen meist erleichtert und mit dem Gefühl, dass sie in den Augen der Herzogin im Grunde nicht gut genug für die Stühle waren, auf denen sie gesessen hatten.

David ging zum hohen Fenster am Ende des Wohnzimmers. Es war das einzige, dessen Vorhang aufgezogen war, und ging auf den gegenüberliegenden Berg hinaus. Oft starrte er auf die kahlen Felsnasen aus rissigem Kalkstein. Sie wirkten auf ihn wie Modelle menschlicher Gehirne, die man auf der dunkelgrün bewaldeten Bergflanke verteilt hatte, oder bisweilen auch wie ein einziges Hirn, das aus Dutzen-

den von Schnitten hervorquoll. Er setzte sich aufs Sofa neben dem Fenster, sah hinaus und versuchte ein primitives Gefühl der Ehrfurcht in sich zu wecken.

Patrick ging zum Brunnen. In der Hand hielt er ein graues Plastikschwert mit goldenem Griff und ließ es auf den rosa blühenden Baldrian niedersausen, der aus der Terrassenmauer wuchs. Auf einem der Fenchelstängel saß eine Schnecke, und er streifte sie mit dem Schwert ab. Immer wenn er eine Schnecke tötete, musste er schnell drauftreten und dann weglaufen, weil sie ganz schleimig wurden, wie das im Taschentuch nach dem Naseputzen. Danach ging er zurück, betrachtete das zerbrochene braune Haus, dessen Splitter im weichen grauen Fleisch steckten, und wünschte, er hätte es nicht getan. Es war nicht fair, die Schnecken nach dem Regen zu zertreten, denn sie waren doch nur zum Spielen rausgekommen, badeten in den Pfützen unter den tropfenden Blättern und streckten ihre Hörner aus. Wenn er die Hörner berührte, zuckten sie zurück, genau wie seine Hand. Für die Schnecken war er wie ein Erwachsener.

Eines Tages, als er eigentlich gar nicht dorthin wollte, fand er sich neben dem Brunnen wieder und kam daher zu dem Schluss, dass er eine geheime Abkürzung entdeckt hatte. Jetzt nahm er immer diesen Weg, wenn er allein war. Er ging durch eine Terrasse mit Olivenbäumen, wo die Blätter gestern im Wind von Grün zu Grau und von Grau zu Grün gewechselt hatten, wie wenn er mit dem Finger über Samt strich und ihn hell und wieder dunkel machte.



Edward St Aubyn

Schöne Verhältnisse

Roman

Taschenbuch, Broschur, 192 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-73791-8

btb

Erscheinungstermin: September 2008

Über die Hölle, die Familie heißt

Ein strahlender Septembertag in einer Villa in Südfrankreich: Der Hausherr ertränkt mit Hilfe des Gartenschlauchs ganze Ameisenvölker, seine alkoholsüchtige Frau versucht unbemerkt an ihren ersten Brandy zu gelangen, während der fünfjährige Sohn auf dem Brunnenrand mit seinem Leben spielt – so sieht der ganz normale Alltag der Familie Melrose aus. Und das ist längst nicht alles, was sich hinter der sorgfältig aufgebauten Fassade der Upper-Class-Familie abspielt ...

Eine ungeheuerliche Geschichte, ebenso komisch wie erbarmungslos.